

EXKLUSIVE
Leseprobe

SHARON BOLTON
SCHLANGEN
HAUS THRILLER

MANHATTAN

**BITTE
KEINE BESPRECHUNG
VOR DEM 15.06.09**



LESEPROBE

SHARON BOLTON
SCHLANGENHAUS

Aus dem Englischen von
Marie-Luise Bezenberger

Sharon Bolton
Schlangenhäuser
Thriller

Aus dem Englischen von
Marie-Luise Bezenberger

ca. 384 Seiten · Gebunden mit Schutzumschlag

ca. € 19,95 [D] / € 20,60 [A] / sFr 34,90*

(*sFr = empf. VK-Preis)

ISBN 978-3-442-54634-3

Erscheint im Juni 2009

PROLOG DIE FINSTERSTE STUNDE ...

Die finsterste Stunde, die ich jemals erlebt hatte, brach letzten Donnerstag an, einen Herzschlag, bevor die Sonne aufging.

Ich weiß noch, wie ich dachte, dass es ein schöner Morgen werden würde, als ich das Haus verließ; sanft und schwül, voller geflüsterter Versprechen, wie nur ein Sommertag beginnen kann. Die Luft war noch kühl, doch ein Schimmern am Horizont warnte vor kommenden Gluthitze. Die Vögel sangen, als könnte jeder Ton ihr letzter sein, und sogar die Insekten waren früh aufgestanden. Schwalben flitzten um mich herum, so nah, dass sie mich fast berührten.

Als ich auf die Auffahrt zuing, die zu Matts Haus führte, stieg der Duft wilder Kamille vom Wegrand auf. Sein Lieblingsgeruch. Einen Augenblick starrte ich reglos den Weg an, der zwischen Lorbeerbüschen verschwand. Ich scharrte mit den Schuhen im Kies, um den Geruch aufzuwirbeln und dachte, dass Kamille nach reifen Äpfeln roch und nach dem ersten Hauch von

Holzrauch in der herbstlichen Brise. Ich konnte nicht anders, ich überlegte, wie es wohl wäre, die Auffahrt hinaufzugehen, mich ins Haus zu stellen und Matt zu wecken, indem ich Kamille auf sein Kopfkissen riebt.

Ich ging weiter.

Als ich das obere Ende von Carters Lane erreichte, sah ich, dass die Tür von Violets Cottage einen Spalt weit offenstand. Das konnte eigentlich nicht sein, nicht um diese Zeit. Ich lief zum Haus, blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete die abblätternde Farbe, die Dunkelheit im Flur dahinter. Wahrscheinlich war sie eine Frühaufsteherin wie viele alte Menschen, doch beim Anblick dieser offenen Tür spannte sich irgendetwas in mir an.

Die Türschwelle war feucht. Jemand hatte Minuten zuvor mit nassen Schuhen hier gestanden. Das hatte nicht unbedingt etwas zu bedeuten; es konnte durchaus Zufall sein, doch meine Unruhe wuchs. Ich drückte gegen die Tür. Sie öffnete sich ein kleines Stück, bevor sie gegen ein Hindernis stieß.

»Violet?«, rief ich. Keine Antwort. Das Haus wartete schweigend, was ich als Nächstes tun würde. Wieder drückte ich gegen die Tür. Sie gab noch etwas nach und auf dem Boden wurde eine feuchte Spur sichtbar. Ich quetschte mich durch den Spalt und trat in den Flur.

Der Sack hinter der Tür war aus Jute, die Öffnung mit einer Schnur fest zugezogen. Er sah aus wie die Sandsäcke, die das Umweltamt ausgibt, wenn Hochwasser bevorsteht. Doch ich glaubte nicht, dass dieser Sack Sand enthielt. Zum einen war er nicht schwer genug. Außerdem hatte er nicht die pralle, regelmäßige Form eines Sandsacks, besonders eines feuchten. Und dieser hier war nicht nur feucht, er war triefnass.

»Violet!«, rief ich abermals. Wenn Violet mich hören konnte, so antwortete sie zumindest nicht.

Die Tür am Ende des Flurs stand offen, und ich konnte sehen, dass das Zimmer dahinter leer war. Von Violets Hund Bennie war nichts zu sehen.

Das war der Augenblick, in dem sich meine Beklommenheit in Angst verwandelte. Denn ein Hund, selbst einer, der ziemlich betagt und nicht bei bester Gesundheit ist, wird normalerweise niemandem gestatten, sein Haus zu betreten, ohne irgendwie zu reagieren. Violet könnte noch schlafen; vielleicht hatte sie mich nicht gehört. Aber Bennie wäre mein Besuch sicher nicht entgangen.

Obwohl es das Letzte war, was ich tun wollte, drehte ich mich um und bückte mich zu dem Sack. Kalt, nass, fest, aber definitiv kein Sand. Ich zog das kleine Federmesser aus der Tasche, das ich immer bei mir trage, und schnitt die Schnur durch. Dann ergriff ich die beiden unteren Enden und kippte den feuchten, toten Inhalt auf den abgetretenen Linoleumboden von Violets Hausflur.

Bennie sah sogar noch kleiner aus als zu Lebzeiten. Ich brauchte ihn nicht anzufassen, um zu wissen, dass er tot war. Doch ich beugte mich trotzdem herab und strich über sein nasses Fell. Um Gesicht und Hals hatte er ein paar oberflächliche Wunden. Er hatte sich bei dem Versuch verletzt, sich freizu trampeln, während er in dem Teich oder Fluss versank, in den man ihn geworfen hatte. Doch der Sack war noch nicht leer. Ich schüttelte ihn leicht, und noch etwas anderes fiel heraus. Schwer verletzt, den Körper zerfleischt und stellenweise fast in Stücke gerissen, zuckte die Schlange einmal, ehe sie still dalag.

Einen Moment lang dachte ich, ich müsste mich übergeben. Ich sank auf den kalten Boden und wusste, dass ich Violet suchen musste, brachte jedoch nicht den Mut auf. Und ein absolut eigenartiger Gedanke ging mir durch den Kopf.

Es schien, als fehlte hier etwas. Ich dachte daran, wie wir in der Schule römische Geschichte durchgenommen und an den Lippen des Lehrers gehangen hatten, als dieser uns mit Schilderungen römischer Rechtsprechung unterhielt und von Folterungen und Hinrichtungen erzählte. Eine ganz besondere Todesart hatte unsere Phantasie schwer beschäftigt: Der Verurteilte (der wohl ein schreckliches Verbrechen begangen haben musste) wurde mit einem Hund, einer Schlange und noch etwas anderem in einen Sack eingeschnürt – war es ein Affe oder irgendein kleines Nutztier? – und in den Tiber geworfen. Die meisten in meiner Klasse hatten gelacht. Das war schließlich alles so lange her, und diese Menagerie hatte etwas Komisches an sich. Sogar ich konnte das sehen. Aber ich hatte niemals darüber nachgedacht, wie es sein musste, zusammen mit einem Tier in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen zu werden. Bestimmt würde man kämpfen, hysterisch, wie von Sinnen, überall Zähne und Krallen, während einem das Wasser in die Lunge drang. Und die Schmerzen wären jenseits aller ...

Ich musste Violet finden.

Langsam ging ich den Flur hinunter und durch das Wohnzimmer. Eine Tür am anderen Ende führte zur Treppe. Ich fand einen Lichtschalter. Es war keine lange Treppe, doch sie hinaufzusteigen schien eine Ewigkeit zu dauern.

Oben waren zwei offene Türen. Zur Linken ein kleines Zimmer: ein Doppelbett, ein Kamin und ein Fenster mit Blick auf den Wald. Ich holte tief Luft und wandte mich nach rechts.

1. KAPITEL

SECHS TAGE VORHER

Wie hatte alles angefangen? Wahrscheinlich mit jenem Tag, an dem ich ein Neugeborenes vor einer Giftschlange rettete, vom Tod meiner Mutter erfuhr und meinem ersten Geist begegnete. Wenn ich recht darüber nachdenke, könnte ich sogar den genauen Zeitpunkt angeben. An einem Freitagmorgen, ein paar Minuten vor sechs, begann mein ruhiges, geordnetes Leben komplett auseinanderzubrechen.

Sieben Minuten vor sechs. Ich hatte mich beim Laufen ziemlich verausgabt. Keuchend und schweißnass fand ich meine Schlüssel und drückte die Hintertür auf. Augenblicklich begannen meine jungen Schützlinge zu kreischen.

Ich rubbelte mir mit einem Handtuch den Nacken ab, ging in die Küche und hob den Deckel des Brutkastens. Darin kauerten drei hungrige, übellaunige Flaumbälle, jeweils kaum mehr als eine Handvoll: Schleiereulenküken. Zwei Wochen alt und nach nur drei Tagen zu Waisen geworden, als ihre Mutter gegen einen riesigen Lastwagen geprallt war. Ein Hobby-Ornithologe hatte die tote Eule entdeckt und gewusst, wo ihr Nest zu finden war. Er hatte die Küken in die Klinik für Wildtiere gebracht, wo ich als Tierärztin arbeitete. Sie waren dem Tode nahe gewesen, unterkühlt und ausgehungert.

Und hungrig waren sie geblieben. Ich hob ein Tablett vom Kühlschrank, nahm eine Pinzette und hielt eine winzige tote Maus in den Brutkasten. Lange dauerte es nicht. Die Küken gediehen, bedenkllicherweise jedoch gewöhnten sie sich viel zu sehr an mich. Wildvögel mit der Hand aufzuziehen, ist nicht einfach. Ohne menschliche Hilfe würden verwaiste Jungvögel eingehen; gleichzeitig

dürfen sie nicht zu abhängig vom Menschen werden. In ein paar Wochen, so hoffte ich, würde ich sie mit gefiederten Pflegeeltern bekannt machen können, die ihnen alles beibringen konnten, damit sie später selbstständig jagen und für sich sorgen konnten. Wahrscheinlich war es langsam an der Zeit, sie in einen geschlossenen Nistkasten umzusetzen und beim Füttern eine Handpuppe in Gestalt einer Schleiereule zu verwenden.

Drei Minuten vor sechs. Ich wollte gerade zum Duschen nach oben gehen, als das Telefon klingelte und ich mich mental darauf einstellte, in die Klinik gerufen zu werden, um wieder einmal ein Reh zu versorgen, das auf der A35 angefahren worden war.

»Miss Benning? Ist da Miss Benning, die Tierärztin?« Die Stimme einer jungen Frau. Die Stimme einer sehr erregten jungen Frau.

»Ja, am Apparat«, antwortete ich und fragte mich, ob ich vielleicht doch noch zum Duschen kommen würde.

»Hier ist Lynsey Huston. Ich wohne in derselben Straße wie Sie, ein Stück den Hügel hinauf. In Nummer Zwei. In dem Bettchen von meinem Baby ist eine Schlange. Ich weiß nicht, was ich machen soll! Ich weiß nicht, was ich verdammt noch mal tun soll!« Ihre Stimme wurde mit jedem Wort lauter, sie war kurz davor, hysterisch zu werden.

»Sind Sie sicher?« Blöde Frage, ich weiß, aber ganz ehrlich, eine Schlange in einem Babybett sieht man nicht alle Tage.

»Natürlich bin ich sicher! Ich stehe genau davor! Was zum Teufel soll ich machen?«

Sie war zu laut.

»Bleiben Sie ruhig, und machen Sie keine schnellen Bewegungen.« Ich dagegen bewegte mich sehr schnell; ich rannte zur Tür hinaus, schnappte mir dabei meine Autoschlüssel, entriegelte mit der Fernbedienung den

Kofferraum und griff hinein. »Glauben Sie, die Schlange hat sie gebissen?« Zu meiner eigenen Verblüffung erinnerte ich mich, dass das Baby ein Mädchen war. Vor ein paar Wochen hatte ich vor dem Haus einen rosa Luftballon gesehen.

»Keine Ahnung! Sie sieht aus, als ob sie schläft. Oh Gott, was ist, wenn sie nicht nur schläft?«

»Ist ihre Gesichtsfarbe normal? Können Sie sehen, ob sie atmet?« Ich raffte ein paar Sachen aus dem Kofferraum zusammen und machte mich auf den Weg. Ganz oben an der Straße konnte ich das Haus der Hustons sehen, ein hübsches, weiß gestrichenes Cottage. Die Familie war neu im Ort; sie wohnten erst sei ein paar Wochen hier, doch ich glaubte, mich an die Mutter zu erinnern: ungefähr in meinem Alter, ziemlich groß, schulterlanges helles Haar. Wir hatten bisher noch nie miteinander gesprochen.

»Ja, ich glaube, ja, sie sieht normal aus. Können Sie kommen? Bitte kommen Sie!«

»Ich bin schon fast da. Das Wichtigste ist, die Schlange nicht zu erschrecken. Tun Sie nichts, was ihr Angst machen könnte.« Ich stieß das Tor auf und rannte den Weg zur Haustür hinauf. Abgeschlossen. Ich rannte zur Rückseite des Hauses. Das Telefon in meiner Hand war zu weit von seiner Basisstation entfernt und begann zu piepsen. Also brach ich die Verbindung ab und drückte gegen die Hintertür.

Ich befand mich in einer farbenfrohen, modernen Küche. Für ein Haus mit einem neugeborenen Baby war es hier bemerkenswert sauber und ordentlich. Ich legte das Telefon auf den Tisch und ging den Flur entlang, auf die Stimme zu, die ich oben etwas Unverständliches stammeln hörte. In der Nähe der Treppe bemerkte ich feuchte Stellen und Schlammspuren auf dem ansonsten makellosen Fliesenboden. Und ich hörte ein vertrautes

Geräusch. In einem kleinen Wirtschaftsraum zu meiner Rechten sah ich einen Brutkasten mit frisch geschlüpften Küken. Die Familie hielt Hühner.

»Ich bin da«, rief ich leise. Als ich das obere Ende der Treppe erreichte, spähte ein verängstigtes, kreidebleiches Gesicht hinter einer Tür am anderen Ende des Korridors hervor. Die Frau winkte, trat einen Schritt zurück und ließ mich eintreten.

Ich stand in einem kleinen, in Cremeweiß und Rosa gehaltenen Mansardenzimmer. Holzbalken hoben sich dunkel vom weißen Putz der Wände ab. Rosafarbener Stoff, mit Elfen und Fliegenpilzen bedruckt, umrahmte das kleine, tief in die Mauer eingelassene Fenster. Stofftiere, hauptsächlich rosa, waren überall, wo ich hinschaute. An der Längsseite des Zimmers stand das Kinderbett, eine Prinzesschen-Wiege mit cremefarbener Spitze und rosa Rüschen wie aus dem Märchen. Ich trat näher, in der stillen Hoffnung, dass es sich um eine Spielzeugschlange handeln würde, ein Streich, den ein älteres Geschwisterkind der Mutter gespielt hatte.

Das Baby, winzig und vollkommen, gluckste in einem weißen, mit rosa Häschen bestickten Strampler leise vor sich hin. Der Mund der Kleinen stand ein wenig offen, ich konnte die vollendet feinen Poren über ihrer Oberlippe erkennen, lange dunkle Wimpern und die schwache Andeutung eines Milchkeuzems auf den Wangen. Ihre Fäuste waren geballt, und die Arme lagen in der klassischen Schlafhaltung eines Neugeborenen über dem Kopf. Sie sah kerngesund aus.

Abgesehen von der Tatsache, dass sie sich ihr Bettchen mit einer Giftschlange teilte, die sofort zustoßen würde, sobald sie sich bewegte.

2. KAPITEL

DIE SCHLANGE ...

Die Schlange schien ebenfalls zu schlafen, was in Anbetracht des Krachs, den die Mutter gemacht hatte, erstaunlich war. Halb eingerollt, halb ausgestreckt, lag sie quer über der Brust des Babys und sog die Wärme des Säuglingskörpers langsam in sich auf, bis ihre eigene Körpertemperatur der des Kindes entsprach. Sie war ungefähr 35 Zentimeter lang und hatte an der dicksten Stelle etwa neun Zentimeter Umfang. Kein Jungtier.

Bei meinem Eintreffen hatte sich die Mutter beruhigt, sah jedoch noch immer so aus, als könne sie jeden Augenblick durchdrehen.

»Ich dachte, es ist wahrscheinlich eine Ringelnatter«, sagte sie in theatralischem Flüsterton, »aber ich war mir nicht sicher. Die können doch auch dunkelgrau sein, oder?«

Ich zog meine Handschuhe aus festem Leder an, die mir bis an die Ellenbogen reichten. Sie schützten meine Arme vor den Bissen größerer Säugetiere, Dachse, Füchse und dergleichen. Für den Umgang mit einer Schlange hatte ich sie noch nie benutzt.

»Das ist keine Ringelnatter. Bleiben Sie, wo Sie sind, und bewahren Sie Ruhe. Keine plötzlichen Bewegungen oder Geräusche.«

»Oh Scheiße, es ist doch keine Kreuzotter, oder? Dieser Mann da letzte Woche, der an der Hauptstraße wohnt, den hat eine Kreuzotter gebissen. Es heißt, er ist schwer krank.«

Ich trat näher. Von einem Schlangenbiss war mir nichts bekannt, aber die Nachrichten kümmerten mich auch nicht besonders. »Der wird schon wieder«, setzte ich an. »Der Biss einer Kreuzotter würde ...« Abrupt hielt ich

inne. Ich hatte sagen wollen, dass ein Kreuzotterbiss für einen gesunden Erwachsenen nicht tödlich sei, was unter den gegebenen Umständen extrem taktlos gewesen wäre. Der letzte Mensch, der in Großbritannien am Biss einer Kreuzotter gestorben war, war ein fünfjähriges Kind gewesen. Ein Neugeborenes würde es vielleicht nicht einmal lebend bis ins Krankenhaus schaffen.

»Ruhe jetzt, bitte.«

»Was soll ich tun? Soll ich einen Krankenwagen rufen?«

Sie konnte einfach nicht still sein. Ich musste sie irgendwie aus dem Zimmer bekommen.

»Ja, aber telefonieren Sie unten, und leise. Erklären Sie die Situation, und sagen Sie, dass Ihr Baby möglicherweise sofort ärztlich betreut werden muss. Die müssen darauf vorbereitet sein, einen Säugling zu reanimieren.«

Widerstrebend ging sie hinaus, und ich trat an die Wiege. Meine Beine wollten mir nicht recht gehorchen, und meine Hände zitterten in den dicken Handschuhen. Es schien sehr lange her zu sein, dass ich vor einem Tier Angst gehabt hatte. Ich war zu Tigern in den Käfig geklettert und hatte Elefanten die Zehennägel geraspelt. Ich hatte vor Schmerzen rasenden Dachsen Betäubungsmittel verabreicht und einer Büffelkuh bei einer Geburt beigegeben. Ich kannte die damit verbundene Erregung, die Freude und natürlich auch Nervosität. Aber Angst hatte ich nur selten empfunden.

Und doch hatte ich sehr große Angst um dieses unschuldige kleine Würmchen vor mir, das seine Babyträume von Milch und Kuschneln träumte. Denn das Tier auf dem Bauch der Kleinen, das wie ein Parasit ihre Körperwärme in sich aufzog, verfügte über eine tödliche Waffe. Schlangengift ist eine komplexe Substanz, die die Beute lähmt, tötet, und anschließend deren Verdauung erleichtert. Wurde dieses kleine Wesen

gebissen, würden die gerinnungshemmenden Wirkstoffe im Gift der Schlange binnen Minuten verhindern, dass sein Blut sich verdickte, und es würde weiter aus der Wunde bluten. Der Säugling hätte unglaubliche Schmerzen, und schon der daraus resultierende Schock könnte ihn töten. Nach einer Weile würden proteolytische Enzyme allmählich das Körpergewebe auflösen, und es käme zu inneren Blutungen. Schließlich würde das Fleisch des kleinen Mädchens anschwellen, ihre Haut würde sich blau verfärben, violett, sogar schwarz.

Und das alles durch einen einzigen Biss. Nur ein einziges, blitzschnelles Zustoßen, und ihr kurzes Leben wäre zu Ende. Selbst wenn sie überlebte, würde sie schwer gezeichnet sein.

Nun, nicht, wenn es nach mir ging.

Ich atmete tief durch. Die Schlange schlief noch immer, doch das Baby – oh Gott! – wachte allmählich auf. Die Kleine murmelte, streckte sich, wand sich. Wenn sie auch nur im Entferntesten meinen Nichten glich, würde sie beim Aufwachen feststellen, dass sie einen Mordshunger hatte und augenblicklich nach ihrer Mutter brüllen. Mit den Beinen strampeln und mit den Armen fuchteln. Die Schlange würde in Panik geraten und sich verteidigen. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Doch selbst jetzt rührte ich mich nicht.

Noch nie hatte ich eine wild lebende Schlange angefasst. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich schon einmal eine Kreuzotter zu Gesicht bekommen hatte, doch es bestand kein Zweifel daran, was ich hier vor mir sah. Ringelnattern sind lang und schlank, mit ovalen Köpfen. Diese Schlange hier war kürzer, gedrungener, mit der unverwechselbaren Zickzackzeichnung auf der dunkelgrauen Haut und dem V auf der Stirn, das für Viper steht.

Das Baby gab einen Laut von sich, und die Schlange erwachte.

Züngelnd richtete sie sich auf und schaute sich um; sie spürte eine Bedrohung, war sich jedoch nicht sicher, woher diese kam. Draußen war ein plötzliches Geräusch zu vernehmen. Lynsey war zurück. Ich griff nach der Schlange. Sie fuhr herum, biss nach mir, und wir hielten uns gegenseitig gepackt.

Als die Kreuzotter ihre Fangzähne ins Leder meiner Handschuhe schlug, bekam ich sie mit der anderen Hand dicht hinter dem Kopf zu fassen und hob sie hoch, fort von der Wiege.

Lynsey stieß einen unverständlichen Schrei aus und stürzte – schneller als die zustoßende Schlange, schien mir – auf das Bett ihres Babys zu. Sie riss das Kind an sich und fing an, irgendwelche Mama-Sinnlosigkeiten zu murmeln, während ich mit dem Fuß den Deckel der Transportbox aufklappte, die ich aus meinem Kofferraum mitgenommen hatte, und die Schlange hineinfallen ließ. Es bedurfte einiger Überredung, damit sie meinen Handschuh losließ, doch ein sanfter Druck dicht hinter dem Kopf zeigte Wirkung. Ich schloss die Box wieder, verriegelte sie und zog die Handschuhe aus. Mein rechtes Handgelenk wies zwei winzige Dellen auf, wo die Schlange zugebissen hatte, doch die Haut war unversehrt. Ich wandte mich Lynsey und ihrer Tochter zu. Tränen strömten der Mutter übers Gesicht.

»Wir müssen sie ausziehen«, sagte ich. »Ich bin sicher, dass sie unverletzt ist, aber wir müssen nachsehen.«

Ich lotste die beiden zum Wickeltisch, und da Lynsey anscheinend nicht fähig war, normal zu funktionieren, nahm ich ihr sanft das Baby ab und legte es hin. Dann streifte ich Strampler, Hemdchen und Windel ab und konnte es kaum fassen, wie weich die perlmuttgleiche Haut des Säuglings war.

Empört, dass man ihr ihre übliche Routine aus Schmusen und Stillen vorenthielt, strampelte das kleine

Mädchen mit Armen und Beinen, und sein Gesicht lief dunkelrot an, während es nach seinem Frühstück brüllte. Ich fasste die Handgelenke und streckte die Arme aus, dann tat ich dasselbe mit den Beinen. Schließlich drehte ich die Kleine auf den Bauch und untersuchte ihren Rücken, ihren runden kleinen Po, ihren Nacken. Alles unversehrt.

Widerstrebend (wie verblüffend, ich hatte mir nie etwas aus Babys gemacht) reichte ich das Mädchen seiner Mutter zurück. Lynsey griff nach ihrer Tochter, als sei sie ein fehlender Teil ihres eigenen Körpers, und riss sich die Bluse auf.

Nach ein paar Minuten, während derer Lynsey anscheinend nicht sprechen konnte und ich nichts zu sagen hatte, hörte ich unten Schritte und eine Männerstimme. Ich ging innerlich in Abwehrstellung – Fremden zum ersten Mal gegenüberzutreten, ist immer eine Qual. Dann nahm ich die Kiste mit der Schlange und ging hinunter, um mit der Besatzung des Krankenwagens zu sprechen. Während ich sorgfältig jeglichen Blickkontakt vermied, erklärte ich, was geschehen war, schnappte mir mein Telefon und rief ein paar Abschiedsworte zu Lynsey und ihrer Tochter hinauf.

Erst auf dem Heimweg fiel mir ein, dass ich mich gar nicht nach dem Namen des Babys erkundigt hatte und wahrscheinlich nie Gelegenheit dazu bekommen würde. Pearl, beschloss ich; so würde ich sie nennen, weil ihre Haut einer glatten, rosigen Perle glich.

Als ich die Haustür öffnete, zeterten die Eulenküken, hoffnungsvoll wie stets, von Neuem los. Wahrscheinlich machten sie weniger Lärm als das Telefon und mein Handy, aber nur unwesentlich. Ich warf einen Blick auf das Telefon, das ich immer noch in der Hand hielt. Arbeit. Dann auf das Handy, das auf dem Tisch lag. Auch Arbeit. Tolle Auswahl.

»Clara, wir kriegen Dachse rein.« Es war Harriet, meine Tierarzthelferin und Rezeptionistin. »Schwer verletzt. Sind gerade unterwegs. Wie schnell können Sie hier sein?«

»Dachse? Mehrere?«

»Drei Stück, halbtot. Sind heute Morgen in einem Lagerhaus am Stadtrand von Lyme gefunden worden. Sie sind wirklich übel zugerichtet.«

Ich seufzte und warf einen Blick auf die Uhr. 7 Uhr 20, und ich hatte bereits einer Giftschlange die Stirn geboten und mit drei Menschen mehr geredet, als ich es normalerweise während des ganzen Vormittags tue.

Nach ungefähr drei Kilometern auf der A35 fuhr ich an den Straßenrand. Dort ist eine Heidelandschaft, das natürliche Habitat der Kreuzotter. Ich ging mit der Transportbox etwa hundert Meter querfeldein und ließ die Schlange frei. Sie verschwand in Sekundenschnelle, und ich löschte sie aus meinen Gedanken.

4. KAPITEL

DIE WILDTIERKLINIK

Die Wildtierklinik Little Order of St. Francis, bei der ich seit fast fünf Jahren arbeitete, war Ende des 19. Jahrhunderts von katholischen Mönchen gegründet worden, um kranke und verletzte Tiere zu versorgen. Heute hält eine Wohltätigkeitsstiftung die Einrichtung am Leben: Wir bekommen Spenden aus aller Welt; Hunderte von Menschen sind für einen Jahresbeitrag unsere »Freunde«, und das Besucherzentrum zieht jedes Jahr Tausende an. Wir behandeln alle Wildtiere Großbritanniens – Säugetiere, Reptilien, Vögel, Amphibien,

egal, wie klein oder wie schwer verletzt. Nur wenn ein Tier solche Schmerzen hat, dass es Tierquälerei wäre, sein Leiden zu verlängern, schläfern wir es ein. Manche Leute werfen uns vor, übermäßig sentimental zu sein und Geld zu verschwenden, das sinnvoller verwendet werden könnte. Aber ich persönlich bin der Meinung, die Menschen sollten selbst entscheiden dürfen, wofür sie spenden. Außerdem glaube ich, dass jedes Leben einen Wert und einen Zweck hat, auch die kleinen, die heimlichen, die kurzen Leben.

Ich machte mich auf den Weg zur Jungtierstation und Harriet musste fast traben, um mit mir Schritt zu halten.

»Clara, am Empfang wartet jemand auf Sie. Einer von den Ärzten vom Dorset County. Er ist schon seit fast einer Stunde hier. Ich habe ihm gesagt, dass Sie viel zu tun haben und dass – na ja, dass es gerade nicht passt –, aber er sagt, es ist wichtig. Irgendwas wegen einer Schlange.«

Ich blieb wie angewurzelt stehen, so dass Harriet von hinten in mich hineinlief. Das Baby, das ich heute Morgen gerettet hatte, war bestimmt zur Beobachtung ins Dorset County Hospital in Dorchester gebracht worden. Wenn der Arzt mich dringend sprechen wollte, wenn er sogar hier war, dann musste die Kreuzotter das Kind doch gebissen haben. Wie konnte ich das übersehen haben? Ich machte kehrt und lief zur Rezeption. Ein junger Mann in Jeans und Pullover sprang auf, als er mich sah. Eine große Schulertasche stand neben seinem Stuhl. Mit ausgestreckter Hand kam er quer durch den Raum auf mich zu, um mich zu begrüßen. Wir waren uns noch nie begegnet, doch er schien absolut sicher zu sein, dass ich die Frau war, die er suchte. Irgendjemand hatte ihm gesagt, wie ich aussehe.

»Miss Benning? Danke, dass Sie sich Zeit für mich nehmen. Harry Richards. Ich bin Arzt auf der Intensivstation

vom Dorset. Ich würde Sie gern um einen Rat bitten.«

»Geht's um das Baby?« Der Name der Familie wollte mir nicht einfallen. »Das Baby, das heute Morgen eingeliefert worden ist?«

»Nein.« Er sah verwirrt aus. »Was für ein Baby? Ich bin wegen John Allington hier.«

»Ach.« Ich kannte keinen John Allington. Hinter uns tat Harriet so, als sortiere sie irgendwelche Unterlagen.

»Es tut mir sehr leid, Ihnen das mitteilen zu müssen«, fuhr Richards fort, »aber ich fürchte, Mr. Allington ist heute Morgen gestorben.«

»Oh, ich verstehe.« Immer noch kein Schimmer.

»Es tut mir leid. Ich hoffe, Sie waren nicht eng befreundet.«

»Nein«, versicherte ich und fragte mich, wie lange das noch so weitergehen konnte. Da er nicht gekommen war, um mit mir über das Baby zu reden, verlor ich allmählich das Interesse.

»Sally Johnson hat mir geraten, mich an Sie zu wenden. Sie hat gesagt, Sie wissen eine Menge über Schlangen.«

Genug war genug. »Tut mir leid, aber ich glaube, das ist ein Irrtum. Ich kenne diese Leute nicht, und ich muss wirklich ...«

»Sie sind doch Clara Benning, die Tierärztin, die hier zuständig ist?« Er klang verärgert. Da waren wir schon zu zweit.

»Ja. Und heute Vormittag haben wir eine Menge ...«

»Sally Johnson ist eine der Gemeindeschwestern, die zum Krankenhaus gehören. Sie hat mir erzählt, dass Sie beide im selben Ort wohnen – genau wie Mr. Allington. Sie sagt, sie ist Ihre Nachbarin.«

Okay, Zeit, Asche auf mein Haupt zu streuen. Natürlich war meine Nachbarin Gemeindeschwester; ich sah sie ziemlich oft in ihrer Dienstkluft. Und jetzt erinnerte ich mich auch, natürlich, sie hieß Sally. Als ich neu

eingezogen war, war sie ein paar Mal vorbeigekommen und hatte sich auch von meinen immer frostigeren Begrüßungen nicht von weiteren Besuchen abhalten lassen. Irgendwann hatte ich einfach nicht mehr aufgemacht. Hinter Dr. Richards hatte Harriet es aufgegeben, Geschäftigkeit vorzutauschen. Eine Tür öffnete sich und eine Frau und ein kleiner Junge kamen herein. Der Kleine trug einen Schuhkarton vor sich her. »Piepvogel«, verkündete er und marschierte auf den Empfangstresen zu. Noch ein Unfallopfer.

»Entschuldigung«, sagte ich zu Dr. Richards. »Natürlich, Sally ist meine Nachbarin. Ich weiß heute Morgen einfach nicht, wo mir der Kopf steht. Hören Sie, ich muss jetzt in den Außengehegen Visite machen. Warum kommen Sie nicht mit? Dabei können wir uns unterhalten.«

Richards nickte, drehte sich um, um seine Riesentasche aufzuheben und folgte mir dann durch die Tür des Empfangs in den Souvenirladen.

»Sie wissen, was mit Mr. Allington passiert ist?«, fragte er, als wir Holly hinter der Ladentheke zunickten und hinausgingen.

Ich antwortete nicht sofort. Dann hatte ich es. Er wollte über Schlangen reden. Lynsey hatte erwähnt, dass irgendjemand im Ort von einer Kreuzotter gebissen worden war. Das muss John Allington gewesen sein. Und der war gestorben?

»Er ist gebissen worden, nicht wahr?«, sagte ich. »Von einer Kreuzotter.«

»Vor fünf Tagen. Ich muss wirklich unbedingt mit jemandem sprechen, der sich mit Schlangenbissen und ihren Auswirkungen auskennt.«

Wir befanden uns auf jenem Teil des Klinikgeländes, wo wir Igel, Wildkaninchen und Enten in niedrig umzäunten Gehegen halten. Bei Kindern sind diese Gehege sehr beliebt, und wir kamen an ein paar Knirpsen und

ihren Eltern vorbei, die in die kleinen Häuschen spähten.

»Sie haben doch bestimmt bei der Giftzentrale nachgefragt?«, erkundigte ich mich.

Der *UK National Poisons Informations Service* sollte bei Vergiftungsfällen für einen Arzt immer die erste Anlaufstelle sein. Die Behörde unterhielt mehrere regionale Zentren und war bestens darauf eingestellt, am Telefon und auf ihrer Website »Tox-Base« Rat und Hilfe anzubieten.

»Selbstverständlich. Mit denen habe ich mich gleich in Verbindung gesetzt, als er eingeliefert wurde, und sie haben mir Anleitungen für die Behandlung gegeben. Aber die haben da keinen echten Experten für Schlangenbisse. Was sie an Beratung anbieten können, ist ziemlich allgemein gehalten. In Großbritannien gibt es einfach keinen Bedarf für solche Fachleute.«

»Ich verstehe.« Er hatte natürlich recht. Der letzte dokumentierte Todesfall durch einen Schlangenbiss, jenes fünfjährige Kind, lag dreißig Jahre zurück. Seitdem waren wahrscheinlich weniger als zwanzig Betroffene in ein Krankenhaus eingeliefert worden.

»Also, können Sie mir helfen?«, fragte Dr. Richards.

»Na ja«, spielte ich auf Zeit. Ich war mir nicht sicher, ob ich helfen konnte. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich das wollte. »In meinem zweiten Jahr auf der Uni habe ich mich für Exoten und Wildtiere als Wahlpflichtfach entschieden«, meinte ich schließlich. »Mein Sommerpraktikum habe ich in den Zoos von Exeter und Bristol absolviert und mich dort aus unterschiedlichen Gründen intensiv mit Reptilien befasst.«

Ich unterbrach das Gespräch, um ein paar Worte mit der Pflegerin zu wechseln, die unsere Kleintiergehege betreute. Allen Patienten ginge es gut, berichtete sie. Ich überquerte mit Dr. Richards eine kleine Brücke, und wir erreichten den See.

»Nach dem Examen habe ich ein paar Monate als Assistentin im Zoo von Chester gearbeitet, dann war ich ein Jahr in Australien und habe bei einem Forschungsprojekt über Reptilien mitgeholfen«, setzte ich hinzu, als mir klar wurde, dass Dr. Richards auf mehr wartete. »Manchmal arbeite ich auch ehrenamtlich in der Vermittlungszentrale für Reptilien in Bristol. Aber die letzten vier Jahre war ich hier. Und bei uns bekommt man Reptilien nicht oft zu sehen, fürchte ich.«

Wir machten Halt, um den Wasservögeln auf dem See zuzusehen. Dort war es voller als sonst, weil im Frühling oft kerngesunde Exemplare auf einen kurzen Besuch vorbeischauten. Dr. Richards beobachtete ein Moorhuhn, das im Schilf herumplanschte.

»Um die Wahrheit zu sagen, Clara«, sagte er, nachdem ich meine bescheidene Kompetenz in Reptilienfragen geschildert hatte, »im Krankenhaus weiß niemand, dass ich hier bin.«

Ich schwieg.

»Sie wissen ja bestimmt, dass es höchst ungewöhnlich ist, dass ein gesunder Erwachsener an einem Kreuzotterbiss stirbt, selbst jemand in so fortgeschrittenem Alter wie Mr. Allington«, fuhr Richards fort. »Gleich nachdem er eingeliefert wurde, haben wir Blutproben von ihm ins biochemische Labor geschickt. Die Schlange, die ihn angeblich gebissen hatte, war uns ausgehändigt worden, aber trotzdem mussten wir genau wissen, womit wir es zu tun hatten. Ein paar Tage später haben wir die Ergebnisse bekommen.«

»Und?«

»In seinem Blut war Kreuzottergift vorhanden, daran bestand kein Zweifel.«

»Sie sagen, die Schlange ist gefunden worden«, hakte ich nach und fragte mich langsam, wo das alles hinführte.

»Und dass sie als Kreuzotter identifiziert worden ist.«

Richard griff in seine Schulertasche und zog einen verschlossenen, durchsichtigen Plastikbeutel heraus. Darin befand sich eine kleine Schlange, die offensichtlich schon seit einigen Tagen tot war. »Sie lag im Garten, ganz in der Nähe der Stelle, wo sein Gärtner Mr. Allington gefunden hat«, erklärte Richards. »Er hatte es noch geschafft, sie zu töten, ehe er das Bewusstsein verlor.«

Ich nahm dem Arzt den Beutel ab und hielt ihn hoch, um einen genaueren Blick auf den Inhalt werfen zu können. »Er wurde bewusstlos eingeliefert?«, wiederholte ich.

»Ja, aber das lag an seiner Kopfverletzung. Wir glauben, dass er gestürzt ist und sich den Kopf angeschlagen hat, möglicherweise als ihm schlecht wurde. Und um das Maß vollzumachen, ist er auch noch in seinem Teich gelandet, und der ist nach allem, was man hört, ziemlich tief. Zum Glück war sein Kopf nicht unter Wasser. Obwohl, letzten Endes ...«

»Stimmt«, murmelte ich und gab ihm den Beutel zurück. Langsam teilte ich Dr. Richards' Unbehagen angesichts des Todes seines Patienten. »Und, hat er das Bewusstsein wiedererlangt?«

»Ja. Aber das hat nicht viel geholfen. Er konnte sich eigentlich an nichts mehr erinnern, und am Ende war er kaum noch bei sich. Er litt unter extremem Erbrechen und Atemnot und hat jegliche Kontrolle über seine Gliedmaßen verloren. Außerdem hatte er hohes Fieber.«

»Kreuzottergift ist im Frühling wirksamer«, meinte ich. »Wenn sie aus dem Winterschlaf aufwachen. Gab es irgendwelche Vorerkrankungen? Herzschwäche? Atemwegserkrankungen?«

»Nichts. Er war neunundsechzig, aber für einen Mann in seinem Alter bei bester Gesundheit.«

»Menschen, die gegen Wespen- und Bienenstiche allergisch sind, können manchmal sehr heftig auf Kreuzottergift reagieren. Könnte das eine Erklärung sein?«

»Das haben die von der Giftzentrale auch gesagt. Aber keines seiner Symptome hat auf eine allergische Reaktion hingedeutet. Nur auf eine sehr schwere Vergiftung.«

»Darf ich fragen, wie Sie ihn behandelt haben?« Unfreiwillig hatte ich doch Interesse an dieser Geschichte gefunden.

»Als er eingeliefert wurde, haben wir die Bisswunde gereinigt und ihm eine Tetanuspritze gegeben. Dann habe ich die Giftzentrale angerufen. Die haben mir gesagt, ich soll ihn genau im Auge behalten und alle fünfzehn Minuten Puls, Blutdruck und Atmung überprüfen. Zu diesem Zeitpunkt haben wir uns noch keine großen Sorgen gemacht.«

»Aber sein Zustand hat sich verschlechtert?«

»Rapide. Es sind Gewebeschwellungen aufgetreten, nicht nur im Bereich der Bisswunde. Er hatte starke Schmerzen, also habe ich ihm Schmerzmittel verabreicht, und ein Antiemetikum, um das Erbrechen in den Griff zu bekommen. Außerdem haben wir ihm eine Kolloidinfusion, Antihistaminika und Adrenalin verabreicht.«

»Was ist mit Antivenin?«

»Die von der Giftzentrale haben uns etwas per Kurier geschickt. European Viper Venom Antiserum. Darauf schien er tatsächlich anzusprechen, aber am nächsten Tag ist sein Blutdruck abgesackt, und es sind Herzarrhythmien aufgetreten. Am dritten Tag bekam er Krampfanfälle, am vierten kamen eine akute Pankreatitis und Nierenversagen dazu. Die letzten zehn Stunden lag er im Koma.«

Dr. Richards schwieg einen Moment. »Das ist wirklich schrecklich. Es tut mir leid«, sagte ich dann. »Aber wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich saß an meinem Schreibtisch im Labor und starrte auf die Unterlagen, die Harry Richards mir dagelassen hatte. Eine chemische Blutanalyse des Toten. Alle paar Sekunden blickte ich auf und überprüfte die Informationen auf dem Bildschirm vor mir. Etliche meiner alten College-Lehrbücher waren auf dem Schreibtisch verstreut. Wieder betrachtete ich die Ergebnisse der Blutuntersuchung. Sie verriet mir nichts, was ich nicht schon wusste. Ich griff nach dem Telefon.

»Hier ist Clara Benning«, sagte ich, als ich zu Harry Richards durchgestellt worden war. »Die Schlange ist definitiv eine *Vipera berus*. Mit anderen Worten, eine gewöhnliche Kreuzotter. Und Ihr Labor hatte recht. Das Gift stammt ebenfalls von einer Kreuzotter.«

»Alles klar.« Er hielt einen Augenblick lang inne und begriff, dass ich noch nicht fertig war. »Gibt's sonst noch was?«

»Es wurde nur die eine Schlange gefunden?«, fragte ich. »Wäre es möglich, dass es mehrere waren?«

Eine Weile herrschte Schweigen. »Bisher habe ich nichts von weiteren Schlangen gehört. Es könnten wohl mehrere gewesen sein, aber ...« Er verstummte.

»Als Sie ihn untersucht haben, wie viele Bissspuren haben Sie da gefunden?«

Ich hörte Papier rascheln.

»Nur eine. Zwei Wunden, wo die Fangzähne die Haut punktiert haben. Ich sehe mir gerade die Fotos an. Ich kann sie Ihnen zeigen. Wieso, was haben Sie gefunden?«

»Ich weiß es noch nicht genau«, antwortete ich. »Kann ich die Laborergebnisse und die Schlange noch ein paar Tage behalten? Ich würde mich dazu gerne mit jemandem kurzschließen.«

»Und was sage ich dem *Coroner*?«

»Sagen Sie, es werden noch Tests gemacht. Ich kann mich Montag wieder bei Ihnen melden.«

Dr. Richards und ich verabschiedeten uns, und ich wollte gerade aufstehen. Ich hatte noch jede Menge Arbeit zu erledigen. Doch dann setzte ich mich wieder und dachte nach. Zwei Vorfälle, bei denen Giftschlangen im Spiel gewesen waren. In derselben Woche. Sogar im selben Dorf. Ich seufzte und griff abermals zum Telefon.

»Roger«, sagte ich, als der Mann am anderen Ende abnahm. »Was hast du morgen Abend vor?«



Die Originalausgabe
erscheint 2009 unter dem Titel
»Awakening« bei Bantam Press,
an imprint of Transworld Publishers, London

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2009
Copyright © der Originalausgabe
2008 by S.J. Bolton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt
mit freundlicher Genehmigung des
Hans-im-Glück-Verlags, München
Umschlaggestaltung und Konzeption:
Agentur R.M.E, Roland Eschlbeck und
Ruth Botzenhardt unter Verwendung eines
Bildmotivs von plainpicture
ISBN 978-3-442-54634-3

Pressekontakt:
susanne.gruenbeck@randomhouse.de

MANHATTAN
www.manhattan-verlag.de



Sharon Bolton

Schlangenhäuser

Thriller

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-54634-3

Manhattan

Erscheinungstermin: Mai 2009

Eine englische Dorfidylle. Mysteriöse Todesfälle. Und die Rückkehr eines Alptraums

„Wie hat alles angefangen? Ich denke, es begann an dem Tag, an dem ich ein Neugeborenes vor einer giftigen Schlange rettete, vom Tod meiner Mutter erfuhr und meinem ersten Geist begegnete ...“

Der Alptraum beginnt an einem friedlichen Morgen in einem idyllischen englischen Dorf. Im Kinderbett eines schlafenden Babys wird eine Schlange entdeckt, und die junge Tierärztin Clara Benning wird zu Hilfe gerufen. Doch das ist erst der Anfang: Eine mysteriöse Schlangenplage, für die auch Clara keine Erklärung hat, sucht den Ort heim. Als ein Mann unter seltsamen Umständen nach einem Schlangenbiss stirbt, lässt ihr die Sache keine Ruhe mehr. Sie beginnt dem Rätsel mit Hilfe eines Ermittlers der örtlichen Polizei und eines exzentrischen Schlangenforschers nachzugehen. Dabei kommt Clara einem Geheimnis auf die Spur, in dessen Mittelpunkt barbarische Rituale, ein verlassenes Haus und eine tödliche Tragödie stehen, über die alle Überlebenden eisernes Schweigen bewahren. Aber nun drängt die Wahrheit ans Licht und fordert immer neue Opfer ...



[Der Titel im Katalog](#)